

Wenn jetzt der Hund im zweiten Stock anschlägt, erleidet sie einen Herzinfarkt, dachte ich und schaltete im ersten Stock zur Vorsicht doch die Treppenbeleuchtung an. Der Hund blieb still. Obwohl ich selbst Probleme hatte, die Treppen in würdiger Haltung zu erklimmen, spürte ich, wie es sie grauste.

Ich schwankte den Flur entlang zu meiner Wohnungstür.

»Geschafft!« stöhnte ich leise und steckte umständlich den Schlüssel ins Schloss. Erleichtert und dankbar schaute ich Sylvia an. In ihren Augen erkannte ich ihre Furcht vor dieser Umgebung. Auch sprach Fassungslosigkeit aus ihrem Blick. Mir schien, dass sie zu begreifen begann, dass sie hier keineswegs eine komfortable Künstlerwohnung erwartete. Ich ermahnte sie, ja nicht zu sprechen, doch sie konnte es nicht lassen, mir Komplimente zu machen. Mit einem von hier wäre sie niemals in dieses Haus gegangen, doch mit so einem weltmännischen Hamburger ...

Die Nacht war verdorben. Die Therapie unwirksam, bevor ich sie richtig begonnen hatte. Nicht einmal das Spiel machte mir mehr Spaß. Also überspitzte ich meine Trunkenheit, wankte hin und her, stützte mich am Türrahmen ab und bemühte mich, Wärme in meine Worte zu legen, als ich ihr erklärte: »Vielen Dank, Sylvi, danke! ... Schöner Abend, ganz schön. Du bist so gut, hast den armen Friederich gebracht, sonst ... Danke, Sylvi ... allein, der Kognak ... danke, Sylvi! – Der Kognak! Und der Sekt, so süfflich, süfflich!« Sie schaute mich entgeistert an. »Adieu, schöne Frau, alles hat ein Ende, alles!« lallte ich und verdrehte meine Augen.

Ich gestehe, von einer Frau noch nie mit so einer Mischung aus Angst und Verachtung betrachtet worden zu

sein. Jetzt tat sie mir leid. Zu spät. Ich hatte mich entschieden.

Ich schloss die Wohnungstür auf, küsste sie in theatralischer Art auf die Wange, bedankte mich noch einmal lallend für die Begleitung, betrat den kleinen Flur meiner Wohnung und zog die Tür hinter mir zu. Eine Weile verharrte ich und fühlte mich plötzlich wirklich elend. Da ich keine Schritte hörte, die sich entfernten, öffnete ich die Tür noch einmal, nur einen Spalt.

Sylvia stand da und buchstabierte den Namen auf dem Pappschildchen unter meiner Klingel.

Mit trunkener Stimme riet ich ihr: »Die Lichtschalter sind immer rechts, Sylvi!«

Es dauerte noch einen Moment, dann hörte ich das Knacken des Relais. Das Hauslicht war erloschen. Wieder spitzte ich die Ohren und hörte, wie sie sich zur Treppe tastete. Etwas später war mir so, als ob der Hund im zweiten Stock angeschlagen hatte.

Aber das könnte ich auch schon geträumt haben.

Johannes

Ein hartnäckiges Klingeln an der Tür weckte mich. Schlaftrunken öffnete ich, unrasiert und ungekämmt, und eigentlich in der Absicht, meine Nachbarin zu erschrecken. Die klingelte seit einiger Zeit aus unterschiedlichsten Anlässen bei mir, die mir manchmal vorgeschoben, manchmal auch glaubhaft erschienen, und sie tat das auch zu ungewöhnlichen Zeiten. Zumindest für jemanden, dessen Arbeitszeit nicht um 7.00 Uhr morgens beginnt.

Vor der Tür stand Volker. Sein Gesicht ein einziger Amtsblick.

»Was machst du denn für eine Scheiße?!« schoss er sich sofort auf mich ein, kaum dass er eingetreten war und ich die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

Um Zeit zum Wachwerden und Nachdenken zu finden, erkundigte ich mich lässig, ob er etwas zum Frühstück mitgebracht hätte.

Er fand das überhaupt nicht spaßig und griff sich an die Stirn. Sein strenger Blick veränderte sich nicht, doch mein unsachlicher Einwurf hatte wohl seine innere Erregung ein wenig besänftigt. Er wählte nicht die dienstliche Sprache, um mir sein unerwartetes Kommen zu begründen, sondern polterte weiter: »Bist du bescheuert, oder welcher Teufel hat dich geritten?«

Entschärfen, Frieder, entschärfen! befahl ich mir und schob zu meiner Überraschung reichlich dümmliches Unverständnis in meinen Blick. Ich ahnte wirklich nicht, was Volker von mir wollte. Zweifellos musste der Anblick meines dummen Gesichtes sein Mitleid erweckt haben.

»Musste das sein?« klang seine Stimme schon ruhiger.

Dann nahm er unaufgefordert auf meinem einzigen Stuhl Platz. Ich zog mir etwas über und fragte: »Kaffee?«

»Dein blöder Pulverkaffee! ... Na, mach schon! ... Dann aber erklärst du mir ...!«

Ich ging in die Küche, ließ Wasser in den Pfeifkessel laufen und setzte ihn auf meinen Gaskocher. Dabei ließ ich mir Zeit. Meine Gedanken rasten durch die Tage meines letzten Einsatzes, suchten nach etwas, was ich vielleicht nicht korrekt erledigt hatte.

»Was verdirbt dir denn die Morgenstunde?« fragte ich, als ich zurückkehrte.

»Wo bist du Freitag gewesen, am Abend?«

Mir fiel ein Stein vom Herzen, sogar ein Lächeln drängte sich in mein Gesicht, dass ich mich abwenden musste, um meinen Führungsoffizier nicht zu sehr zu provozieren. Es gelang nicht. Deshalb spaßte ich:

»Im Bett.«

»Du lügst.«

»Nein!«

»Natürlich!«

»Nein!«

»Doch ... du bist gesehen worden.«

»Man wird oft gesehen, wenn man sich nicht versteckt!« witzelte ich, wie es sonst Volkers Art war. »Kommt immer darauf an, wann, wo, von wem ...«

»Was weiß ich!« unterbrach er mich, aber noch nicht bereit, den Amtsblick abzulegen. »Spät abends, vielleicht auch nachts! Ich nehme an, es war schon in der Nacht!«

Seine Fragerei amüsierte mich immer mehr. Seitdem ich für die Aufklärung arbeitete, war ich gewohnt zu erfahren, wie nahe tolerante Weltoffenheit und kleinkarrierter Provinzialismus beieinander liegen konnten. Ich ahnte, meine diesbezüglichen Erfahrungen würden nun bereichert.

»Das stimmt. Um diese Zeit war ich schon wieder aufgestanden. Aber ich habe nicht gelogen. Bis 20.00 Uhr habe ich geschlafen ... hier in diesem Bett.«

Ich zeigte demonstrativ auf die eben verlassene Couch und begann, das Bettzeug zu entfernen.

»Und wer bitte hat mich wo gesehen?«

»Das spielt doch keine Rolle, jedenfalls hast du Blödsinn gemacht und das Ansehen unserer ...« Er brach ab. Sicher hielt er es für nicht angebracht, unser Vieraugengespräch mit Phrasen zu belegen.

»Also, was war los an dem Abend oder in der Nacht?«

»Nichts, zumindest ist nichts Ungewöhnliches passiert. Ich hatte Durst und hab einen getrunken. Zugegeben, es hat geschmeckt. ... Du trinkst doch auch ab und zu und nicht schlecht, oder?« provozierte ich.

Volker ging nicht darauf ein.

»Was noch?« Sein Blick entschärfte sich nicht weiter.

Eigentlich kannten wir uns schon zu gut, dass es ungewöhnlich war, ein Missfallen so lange und mit offizieller Miene vorzutragen, zumal wir unter uns waren. Willy hatte ihn scharf gemacht, dessen war ich mir sicher. Jetzt stieg doch so etwas wie Zorn in mir auf. Deshalb erwiderte ich unsachlich.

»Wegen der Therapie, Mensch!«

Volker stutzte. In seinem Blick vermischte sich Neugier, Vorsicht, Befürchtung, etwas nicht bedacht zu haben. Er schwieg.

»Ja, ich fühlte mich schlapp. In den Beinen vor allem, hier an den Oberschenkeln, hier ganz oben, mein Allerwertester, weißt du!«

Nach einigen Augenblicken des Zögerns fragte er:

»Was heißt das ... schlapp in den Beinen? Bist du krank? Erkältet, mitten im Sommer? Oder Muskelkater? – Du? Wovon solltest du Muskelkater haben?«

»Nur so schlapp in den Beinen, weißt du, die Muskeln so komisch lasch!«

»Na und, was soll das. Irgendwann ist es nicht mehr lustig. Schließlich bist du nicht irgendwer! Hast du vielleicht mal daran gedacht, dass ...?«

»Ja, ich brauchte eine rasch wirkende Therapie. Verstehst du?«

Ich unterbrach ihn.

»Und da erinnerte ich mich einer alten Volksweisheit aus meiner gebirgigen Heimat. Wenn du verstehst!

Wirklich, alte und bewährte Weisheit, auch als Therapie anwendbar, weißt du! Wenn du mal ... gegen Budenkoller zum Beispiel ...«

»Und? Und!« drängte Volker nun, obwohl er sich des Unsinns meiner Worte sicher war.

»Nur Ficken und Holzhacken macht stramme Arschbacken! Kennst du das nicht? ... Ich habe keinen Hackklotz und auch kein Holz! Verstehst du das? ... Aber eben Budenkoller! Wenn du weißt, was das ist!«

Es klang nicht besonders spaßig.

»Idiot!« entgegnete Volker trocken, »Holzhacken wäre wirklich besser gewesen, viel besser!«

Ein Pfeifen aus der Küche erinnerte mich an das Wasser für den Kaffee.

Als ich mit den zwei Bechern ins Zimmer zurückbalancierte, lächelte Volker.

»Du hast dich dekonspiriert und deine Wohnung dazu!«

»Quatsch!« platzte ich heraus.

Meine Überraschung war echt. Anfangs hatte ich angenommen, einer aus der Zentrale hätte mich zufällig gesehen und mein nicht ganz nüchterner Zustand hätte Anstoß erregt. Einigen war ich durch die Ausbildung vom Angesicht her bekannt. Dann hatte ich den Barkeeper oder einen seiner Kollegen in Verdacht. Aber am Ende konnte ich mir denken, wessen Herzchen ich da im dunklen Treppenhaus in ängstliches Rasen versetzt hatte.

»Verstehe ich nicht! Tut mir leid! Nachts? Alle Katzen sind grau!« provozierte ich nun selbstbewusst.

Und tatsächlich, Volker rückte mit der Sprache heraus.

»Gestern, Sonntag, abends! Ich wurde zu Willy gerufen. Er hatte Dienst im Haus. Wir beide zum Alten, zum Genossen Johannes, ziemlich weit oben. Bedeutet nie was

Gutes, so ganz und gar außer der Reihe zitiert zu werden, und gleich gemeinsam, und zu dieser Zeit, ... und ohne Aufforderung, uns zu setzen, als wir das Zimmer betreten hatten!

›Heißt euer Fidelius nicht Gänsekiel?‹ Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich wusste ja: du bist zu Hause, in Berlin und nicht im Einsatz. Wenn der Alte sich in dieser Art nach jemandem erkundigt, und der ist gerade unterwegs. Danke, sag ich dir, da kommt kein berauschendes Gefühl auf. Und weiter. Originalton Johannes: Euer Gänsekiel vermietet seine Wohnung an Leute von drüben, illegal, konspirativ! – Als wir beide ungläubig lächelten, fügte er hinzu: Das behauptet die Truppe hier! Bitte! Spitzenmeldung! Durfte ich mir gerade abholen! Er schmiss uns einen Bericht zu, quer über den Konferenztisch, und der ist ziemlich lang. Während Willy las, nahm ich den Überprüfungszeitel. Ich las die Nummer der anfragenden Dienstleistung. Dann las ich den Bericht. Willy schien unentschlossen und wusste wohl nicht, ob er lachen oder Maßnahmen zur Klärung des Vorfalles vortragen sollte. Das will bei Willy etwas bedeuten. Trotzdem peinlich! – Die Personenbeschreibung ... ich wusste sofort, dass du da beschrieben worden bist. Ach was, ich lese sie dir vor! Geben darf ich dir den Bericht nicht. Geht auch schneller, wenn ich vorlese! Der Alte will, dass wir bis morgen früh Stellung beziehen.«

›Oh Gott!‹ dachte ich. ›Stellungnahme!‹ Volker sagte immer Stellung beziehen.

Gegen das Wort Stellungnahme hatte ich eine sonderbare Aversion. Es ging ja nicht darum, eine Stellung zu beziehen, sondern darum, eine Stellung aufzugeben. Das aber war gar nicht so einfach. Die Gefahr war groß, sich durch eine unbefriedigende Stellungnahme mehr

zu belasten, als es durch den zu behandelnden Vorfall selbst geschehen war. Die Auswirkungen konnten weitgreifender sein, wenn der Reuebericht nicht so abgefaßt war, dass damit die Angelegenheit schnell und endgültig zu den Akten und ins Archiv gelegt werden konnte. Von Volker wusste ich, dass ein mehrmaliger Marsch einer Stellungnahme durch die Leitungsebenen zerfleischend, ja tödlich für jede Beförderung sein konnte. Da war es schon besser, so zu schreiben, dass man ein Lob dafür erhielt, wie parteilich man doch mit sich ins Gericht gegangen war. Wichtig war auch, diejenigen abzusichern, die das Dokument zuerst lesen und weitergeben mussten.

Ein Bild erschien vor meinen Augen: Ich stand auf dem Hof, nackt, und Asche rieselte mir aufs Haupt.

Mein Vorfall war aber ein besonderer, und ich war mir sicher, alle, die davon erfahren, werden denken: Mein Gott, ist der doof. Sylvia, niedlich und anschnieg-sam? Ich hätte die wenigstens mal richtig rangenommen, die Kleine! Sagen würde das natürlich keiner. Höchstens Volker, irgendwann mal, wenn offiziell Gras über die Sache gewachsen war.

Jetzt kramte der in seiner Aktentasche, holte drei Seiten heraus und las sie mir vor: ›Bla, bla, bla ... alles die Personenbeschreibung zu einem ›westdeutschen Künstler‹, Zeit und Ort des Kontaktes usw. Jetzt aber ... hör zu ... jetzt wird es interessant: Im Gespräch erfuhr ich, dass es sich bei dem Zielobjekt – das wärest dann du – um einen Honorarempfänger handelt. Er trinkt Kognak. Sagte aber auch, dass er gern Sekt trinkt. Und er legt Wert darauf, dass sein Name Friederich richtig ausgesprochen wird. Ich hielt es deshalb für angebracht, das Objekt auch außerhalb des Hotels unter Kontrolle zu halten. Trinkgeld hat er in DM-West gegeben. Schon beim Tanzen merkte

ich, dass er vorhatte, recht schnell zur Sache zu kommen. Was das Reden betraf, war er misstrauischer. Er sagte nicht einmal, woher er kommt. Immer sollte ich das erraten. Erst im Auto (Taxi) konnte ich ihn überlisten. Er kommt aus Hamburg. Dann fuhren wir zur Wohnung des bekannten Künstlers F. Gänsekiel. Den Namen entnahm ich dem Namensschild. Das Objekt tat sehr geheimnisvoll. Nicht einmal der Taxifahrer sollte wissen, wo er übernachtet. Alles Anzeichen, dass er hier illegal wohnt.

Welche Kunst der Honorarempfänger selbst betreibt, hat er nicht verraten oder eben nicht so genau. Die Gegend und das Haus waren gefährlich. Ich folgte ihm trotzdem. Er verschwand im vierten oder fünften Stock und besaß einen eigenen Schlüssel zur Wohnung des Künstlers F. Gänsekiel. Mehr konnte ich über ihn nicht in Erfahrung bringen. Je später es wurde, umso betrunken war dieser Friederich. Die Lichtschalter in Treppenflur des Hauses sind rechts.

Geld oder Geschenke habe ich keine erhalten. Ich habe mich bemüht, aber eine richtige neue Verabredung ist nicht entstanden. Bla, bla, bla! Nachsatz: Dass es sich um einen BRD-Bürger handelte, konnte ich der Tatsache entnehmen, dass er öffentlich ein Westkondom vorzeigte.«

Wir konnten uns beide das Lachen nicht verkneifen.

Doch dann mahnte Volker: »Trotzdem, Frieder ... irgendetwas braucht der Alte, ein paar Sätze, eine Seite wenigstens! Stellungnahme, parteilich! ... Und ... also ... nicht ausgeschlossen, dass dein Junggesellendasein bald zum Sicherheitsrisiko erklärt wird!«

Zwei Wochen später lernte ich den Genossen Johannes im Haus am Stadtrand kennen. Die Tür zum

Beratungszimmer, in dem Willy, Volker und ich saßen, öffnete sich, ohne dass angeklopft worden war. Ein Mann, groß gewachsen, dass er sich intuitiv unter jeder Tür bückte, von schwergewichtiger Figur, füllte den Türrahmen aus. Volles, durchgehend ergrautes Haar. Sein Blick traf mich, ein ehrlicher, neugieriger Blick, der nicht verhehlte, dass er auf der Stelle alles über mich erfahren wollte, was er noch nicht wusste. Etwas Seltsames ging in mir vor. Seine lächelnden Augen boten Vertrauen an, eine Art sofortiges Vertrauen, dem nur schwer zu widerstehen war.

Willy und Volker hatten sich erhoben und standen unbeweglich vor ihren Sesseln, ich tat es ihnen nach, irgendwie automatisiert.

Der große Mann schritt auf mich zu und sagte mit seiner markanten, tiefen Stimme: »Unser Frieder also!« Mehr nicht. Er musterte mich noch immer, ganz unverhohlen und wohl überzeugt, dass es ihm zustehe, mit aller Ruhe und Gewissenhaftigkeit im Gesicht anderer zu lesen. Er nahm ganz selbstverständlich an, dass ich wissen müsste, wer er war, denn er stellte sich nicht vor. Dennoch – ich hatte sofort Vertrauen zu ihm.

Missmutig über die ausdauernde Förmlichkeit forderte er mit einer Handbewegung auf, dass wir uns doch setzen sollten. Willy folgte der Aufforderung, während es Volker, nervöser als gewöhnlich, vorzog, Kaffee einzugießen. Ich wartete, bis die forschenden Blicke meines Gegenübers mein Gesicht verlassen hatten, und nahm ebenfalls Platz.

Auf der Fahrt zum Stadtrand hatte ich noch die Befürchtung gehabt, die Beratung habe den Zweck, meine Stellungnahme zum Vorkommnis »Sylvia«, wie Volker meine nächtliche Begegnung ins Dienstdeutsch übersetzt hatte, zu analysieren. Natürlich auch, um Willy die

Möglichkeit zu geben, mein tadelnswertes Handeln in die sich verschärfende Klassenkampfsituation einzupassen.

Mit seinen drei Worten »Unser Frieder also!« hatte Johannes diese Sorge einfach in Luft aufgelöst. Auch meine Unzufriedenheit in den letzten Wochen, über deren Gründe in der Beratung zu sprechen ich mir vorgenommen hatte, war wie weggeblasen. Und noch etwas geschah mit mir. Ich hatte plötzlich das Gefühl, meine Arbeit im Nachrichtendienst beginne nun erst richtig. Dieses Gefühl sollte mich nicht betrügen.

Ich glaubte, mich verhört zu haben, aber Johannes hatte tatsächlich ohne jegliche Einleitung gesagt: »Dein nächster Einsatz wird dich für mehr als sechs Monate nach Australien führen.«

Er hatte das so gesagt, dass es für mich unumstößlich war. Ich fragte nichts. Ich spürte seinen Blick. »Australien! Australien! Australien!« ging es mir durch den Kopf.

Eine richtige Aufgabe würde mich erwarten, dazu eine, bei der sich einer meiner Jugendträume erfüllen sollte. Australien, ich hätte nicht mehr zählen können, wie oft ich in Gedanken schon dort gewesen war. »Endlich eine richtige Aufgabe! ... Und dazu Australien!« raste es immer wieder durch meinen Kopf.

Drei Monate später, im September, sollte es losgehen. Im australischen Frühling, dachte ich, und meine Gedanken wanderten davon.

Einmal hatte ich während einer Reise in die Schweiz einen Bericht über Australien gelesen. Ein Mann beschrieb seine Fahrt mit dem Landrover von Sydney nach Adelaide. Sein Bericht hatte mich begeistert. Nun saß ich in Gedanken selbst hinter dem Steuer des Geländewagens, hatte mich an den Linksverkehr gewöhnt, und die

Weite lag vor mir, ich fuhr zuerst ein Stück nach Norden in die Blue Mountains, dann westwärts. Zwar sagte mir die Erfahrung aus meinen bisherigen Reisen, dass es ja doch anders kommen würde, in meinen Gedanken fuhr ich immer weiter. Auch als mein Auftrag präzisiert wurde, hörte ich nicht auf zu träumen. Wichtig war jetzt vor allem, mich mit Land und Leuten zu befassen. Also ließ ich meine Gedanken auch durch Sydneys Woolloomooloo schweifen und durch die Outbacks touren.

In den folgenden Wochen studierte ich alles, was ich über Australien aufreiben konnte. Offiziell schrieb ich eine Ausarbeitung über die Ansiedlung von Deutschen auf diesem Kontinent.

Ich träumte, obwohl ich genau wusste, es würde anders werden, schon bei der Beratung des exakten Reiseplans, träumte, als wäre ich allein derjenige, der zu bestimmen hätte, wie diese Reise verlief. Ein wunderbares Gefühl. Jedes Flugzeuggeräusch am Himmel zog meinen Blick an. Ich war froh darüber. Mein Fernweh war zurück, frisch, als wäre nie etwas davon verbraucht gewesen. Die Zeit roch nach Abenteuer, ganz wunderbar nach Abenteuer.

Tage voller Begeisterung für die Aufgabe. Kein Gedanke mehr an schnell wirkende Therapien gegen Budenkoller. Auch die junge Frau mit den blonden Haaren und ihrem Söhnchen konnten meinem Arbeitseifer nichts anhaben. Es gab nur ein Problem: Die Zeit bis zur vorgesehenen Abreise kam mir jeden Tag länger vor, statt dass sie sich verkürzte.

Gut acht Wochen vor dem ersehnten Termin jedoch trat ein Ereignis ein, das meine Reise plötzlich in ein ganz anderes Licht tauchte.